

Hans-Joachim Schumann

# Privileg und Pranger

Eine Leipziger Kindheit  
in zwei Welten

Engelsdorfer Verlag  
Leipzig  
2026

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<https://dnb.de> abrufbar.

Angaben nach GPSR: [www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

Engelsdorfer Verlag Inh. Tino Hemmann

Schongauerstraße 25, 04328 Leipzig

E-Mail: [info@engelsdorfer-verlag.de](mailto:info@engelsdorfer-verlag.de)

ISBN 978-3-69095-138-8

Copyright (2026) Engelsdorfer Verlag Leipzig

Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier

Druck & Bindung: Esser printSolutions GmbH Bretten

22,00 Euro (DE)

## VORWORT

Liebe Leserin, lieber Leser,

manchmal schreibt das Leben Geschichten, die so dunkel und verworren sind, dass man sie kaum für real halten mag und doch sind sie es, die uns am meisten berühren.

Dieses Buch erzählt die Geschichte zweier Jungen im Leipzig der Nachkriegs-DDR, deren Leben unterschiedlicher kaum sein könnten. Da ist Achim, geboren 1955, dessen Kindheit von frühem Verlust gezeichnet war. Ohne familiären Halt gerät er ins Wanken, findet keinen Platz in einer Gesellschaft, die ihm keinen anbietet. Seine Reise führt ihn durch Kinderheime, in die Mühlen des Staates und schließlich für 26 Monate in Haftanstalten nach Torgau und Chemnitz.

Parallel dazu wächst Jochen auf, sein Klassenkamerad. Nach einem tragischen Unglück wird er von seinem Onkel Erich adoptiert, einem Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS). Während Achim den Halt unter den Füßen verliert, wächst Jochen wohlbehütet auf, geschützt vom System, dem Achim zum Opfer fällt. Die Leben der beiden sind untrennbar miteinander verwoben, obwohl sie in Parallelwelten existieren.

Doch dies ist nicht nur eine Chronik des Scheiterns. Es ist auch eine Geschichte der Resilienz. Nach seiner Entlassung besinnt sich Achim auf seine Kraft und ändert sein Leben schlagartig. Er trotz den Widrigkeiten, macht einen Berufsabschluss als Berufskraftfahrer und navigiert fortan als Busfahrer durch dieselben Straßen Leipzigs, in denen er einst überwacht wurde.

Das eigentliche Herzstück dieser Erzählung ist die Frage nach dem Schicksal und der Prägung: Hätte Achims Leben einen anderen, positiveren Verlauf genommen, wenn ihm eine stabile, liebevolle Familie geschenkt worden wäre – vielleicht durch einen Onkel, der ihm den nötigen Rückhalt gegeben hätte, statt dem Apparat zu dienen? Das Buch spielt mit dem Gedanken, wie sehr unsere Wurzeln unseren Weg bestimmen, und wie Achim es dennoch schafft, sich aus den Fängen seines vorbestimmten Unglücks zu befreien.

Die Wege von Achim und Jochen kreuzen sich dabei immer wieder auf unerwartete Weise und werfen ein Schlaglicht auf Freundschaft, Verrat und die erdrückende Macht eines Staates. Ich lade Sie ein, Achim und Jochen auf ihrem Weg zu begleiten und zu entdecken, wie ihre Leben in einer Zeit, in der jeder Schritt beobachtet werden konnte, verlaufen sind.

Viel Freude beim Lesen.

## KAPITEL 1: DER JUNGE VOM FEBRUAR: ACHIMS ERBE

### Leipzig, Februar 1955

Es war ein grauer Monat, in dem der Grundstein für Achim sein gesamtes Leben gelegt wurde. Während in Bonn und Paris weltpolitische Weichen für die Westintegration gestellt wurden, Entscheidungen, die im Osten Deutschlands auf verbissenen Widerstand stießen, kämpfte der neugeborene Achim in Leipzig seinen ganz eigenen, privaten Kampf. Er erblickte das Licht einer Welt, die bereits vor seiner Ankunft über ihn entschieden hatte.

### Ein Abschied ohne Wiederkehr

Sein Vater, Heinrich-Egon Klein, lag zu dieser Zeit in einem Lungenkrankenhaus nahe Berlin. Er rang mit der Tuberkulose, jener tückischen Krankheit, die von den Ärzten nur zynisch „die Motte“ genannt wurde, weil sie die Lungen von innen heraus zerfraß.

Achims Mutter, erst achtzehn Jahre alt, war mit der Situation vollkommen überfordert. Gefangen in ihrem eigenen Milieu, in dem ein Säugling nur als Hindernis galt, traf sie eine einsame Entscheidung, sie gab das Kind ab. Ohne Umschweife wurde Achim in ein kirchliches Waisenhaus in Leipzig gebracht.

### Das Versprechen im Sterbezimmer

Erst Jahre später, als Achim längst bei seinen Großeltern lebte, brach Großmutter Lina das Schweigen. Sie erzählte ihm von jenem schicksalhaften Sonntag im Krankenhaus, der alles verändern sollte.

In den sterilen Fluren hing der schwere Geruch von Desinfektionsmitteln, vermischt mit der unterdrückten Angst der Angehörigen. Lina saß am Bett ihres Sohnes.

„Du siehst schlecht aus, Egon“, flüsterte sie, während ihre Stimme unkontrolliert zitterte. „Was muss geschehen, damit du hier wieder gesund herauskommst?“

Egon antwortete mit einem trockenen, rauen Husten: „Die Visite gestern ... sie sagen, sie tun alles. Aber ich solle mir keine Hoffnung machen.“ Auch der Oberarzt, der kurz darauf das Zimmer betrat, konnte die Hoffnungslosigkeit in seinem Gesicht nicht verbergen.

Mit letzter, mühsamer Kraft wandte sich Egon seiner Mutter zu. Seine Stimme war nur noch ein hauchzartes, kraftloses Flüstern, ein Bild des Jammers.

„Um eines bitte ich dich, Mama. Versprich es mir: Lass nicht zu, dass Achim im Waisenhaus bleiben muss. Hol ihn da raus. Versprich es mir!“

Es war sein letzter Wille. In seiner Hand hielt er einen halbvollen Becher mit einem warmen Getränk. Kaum waren die Worte verklungen, schlossen sich Egons

Augen für immer. Die Kraft in seiner linken Hand wich, seine Finger öffneten sich, und der Becher zerschellte mit einem harten Klirren auf dem Linoleumboden.

In dem kleinen Radio, das auf dem Fensterbrett stand, sang Catarina Valente gerade von Liebe und Paris. Ein bitterer, herzerreißender Kontrast zur Realität dieses Zimmers.

### **Achims Rettung**

Achim hat seinen Vater nie kennengelernt. Nach Egons Tod begann für die Großeltern ein zermürender Kampf. Endlose bürokratische Hürden ragten wie unüberwindbare Mauern auf dem Weg zum Sorgerecht. Doch sie blieben hartnäckig.

Schließlich errangen sie das Sorgerecht. Für Achim war die Zeit im Waisenhaus damit vorbei. Er fand ein Zuhause bei Lina und ihrem Mann. Doch obwohl die äußeren Umstände sich besserten, sollten die Schatten dieser frühen, prägenden Jahre bleiben.

## **KAPITEL 2: ZWISCHEN DEN FRONTEN**

### **Leipzig, Februar 1960**

An Achims fünftem Geburtstag hatte der Winter Leipzig fest im Griff. Hohe Schneehaufen türmten sich vor den Fenstern, und an den Scheiben der kleinen Wohnküche blühten dichte Eisblumen. Drinnen versuchte Lina, eine Insel der Geborgenheit zu schaffen. Auf dem Geburtstagstisch lag ein sorgfältig geschnürtes Paket mit einer roten Strickjacke, die sie heimlich Masche für Masche gefertigt hatte, dazu ein Kranz mit fünf brennenden Kerzen und ein paar der raren Süßigkeiten, die in diesen Tagen kostbar wie Gold waren.

Doch die Idylle war brüchig. Die Wohnung der Großeltern war kein bloßer Rückzugsort, sie war ein Schrein der Erinnerungen und ein Schauplatz unversöhnlicher Weltanschauungen.

### **Das Erbe im Schatten**

Überall in der Wohnung hingen technische Zeichnungen und Konstruktionspläne von Egon, Achims verstorbenem Vater. Achim betrachtete oft ein Foto von ihm: Egon, ein Hüne von einhundertneunzig Zentimetern, kraftvoll und lachend an einem Badesee. Doch das Lachen des Jungen gefror regelmäßig, wenn sein Blick auf die Badehose seines Vaters fiel. Dort prangten die Runen der SS. Es war ein unbehagliches, dunkles Geheimnis, das wie bleierner Nebel in den Räumen hing. Niemand wagte, es auszusprechen, doch es war da, als Teil seiner Herkunft.

## **Der Großvater: Ein Leben im Widerstand**

Dem gegenüber stand Heinrich, der Opa. Er war ein Kommunist der alten Schule, ein Mann mit Prinzipien, die er mit seinem Blut bezahlt hatte. Heinrich war stolz auf seine VVN-Rente (Verband der Verfolgten des Naziregimes), das offizielle Siegel seines Widerstands gegen Hitler, für den er eine Zuchthausstrafe verbüßt hatte.

Doch Heinrich war kein bequemer Genosse. Seine Wut gegen Ungerechtigkeit saß tief. Schon am 17. Juni 1953 war er mitmarschiert, hatte seine Stimme gegen die neue Obrigkeit erhoben und war dafür kurzzeitig inhaftiert worden. Nur sein Status als ehemaliger Widerstandskämpfer hatte ihn vor Schlimmerem bewahrt; sein „roter Schutzschild“ ließ das Regime zögern.

## **Eisblumen und Wortgefechte**

An jenem Geburtstagstag im Februar 1960 entlud sich die Spannung wieder einmal. Ein falsches Wort genügte.

„Ich habe nicht umsonst im Untergrund gekämpft!“, bellte Heinrich durch die Küche. „Ich habe mein Leben riskiert, damit wir frei sind!“

Lina schlug die Hände vor das Gesicht, ihre Stimme zitterte vor Verzweiflung über die Mangelwirtschaft der Sechzigerjahre. „Und was haben wir davon? Es wird nicht besser, Heinrich! Deine Genossen kleben die Straßen mit Plakaten voll, die uns Wohlstand versprechen, aber mein Eisschrank bleibt leer!“

Achim saß stumm am Tisch, die neue rote Strickjacke auf dem Schoß. Er war erst fünf Jahre alt und verstand die politischen Parolen nicht. Doch das Echo der Vergangenheit und die Härte der Gegenwart trafen ihn mit voller Wucht. Die Worte blieben ihm fremd, aber die Wut, die Bitterkeit und die Zerrissenheit seiner Familie, die verstand er sehr gut.

Noch am gleichen Abend, die Dämmerung kroch in die Wohnung und ließ die Schatten wachsen, ging Achim zu seinem Opa ins Bett. Achim kletterte mühelos aus seinem selbstgebauten Kinderbett mit dem Klappgitter, seiner kindlichen Festung. Die Wand neben ihm zierte ein Bild, das sein Opa, ein begnadeter Maler, selbst entworfen und gemalt hatte.

Der alte Mann blickte Achim an. Tränen schimmerten in seinen Augen, die Stimme war seltsam gebrochen, etwas, dass Achim noch nie bei ihm erlebt hatte.

„Opa, was ist ein Zuchthaus?“, fragte Achim, unschuldig und direkt.

Heinrich schluckte schwer, rang um Fassung. „Frage nicht, mein Junge. Ich erzähle es dir, wenn du groß bist.“

## **Der Künstler und der Sammler**

Achim konnte sich später noch sehr gut daran erinnern, dass sein Opa viel malte. Heinrich war ein begnadeter Maler, der Aufträge für Landschaften, Stilleben und Porträts auf die Leinwand brachte, egal zu welchen Themen. Seine wahre Leidenschaft jedoch galt seinen Sammlungen.

Achim durfte die Uhrensammlung, die Heinrich akribisch in kleinen, selbst gebauten Holzkästen aufbewahrte, nur anschauen. „Gucken ja, anfassen nein, mein Junge“, mahnte der Opa dann mit einem strengen Blick. Abgesehen von den Uhren besaß Heinrich eine ansehnliche Münzsammlung sowie mehrere Schaubeck-Alben voller Briefmarken. Lina kommentierte dies oft im Scherz: „Gib nicht so viel Geld für das alte Zeug aus, Heinrich. Das nimmt uns doch nur den Platz weg.“

Es ist eine traurige Tatsache, dass Achim heute, im Jahr 2025, nur noch im Besitz von zwei Bildern seines Opas ist: Ein Porträt seines Vaters im Alter von vielleicht fünf Jahren und das Bild vom Heidehaus in Bad Dübau, das sein Opa in Öl auf Leinwand „gezaubert“ hatte. Achim ist sich sicher, dass noch viele dieser Kunstwerke da draußen im Umlauf sind, in irgendeinem privaten Besitz verschwunden.

## **Unüberbrückbare Welten**

Die familiäre Zerrissenheit war tief. Aus der Ehe von Lina und Heinrich waren noch zwei weitere Kinder hervorgegangen, die die Familie weiter spalteten. Da war Helga, die nach dem Krieg einen Offizier der US-Armee geheiratet hatte und nun in den USA lebte. In Helmut's Augen, dem Bruder, ein klarer Verrat an der Sache des Sozialismus.

Und dann war da Helmut selbst, der Sohn, der in Grimma bei Leipzig wohnte, stolz auf den Aufbau des Sozialismus und seine 1952 erfolgreich abgeschlossene Lehre zum Werkzeugmacher.

Zwischen Vater Heinrich und Sohn Helmut herrschte Eiszeit. Zwei Welten prallten jedes Mal aufeinander, wenn sie sich sahen. Die Kluft war unüberbrückbar.

## **KAPITEL 3: BESUCH IN GARMISCH**

Lina und Heinrich planten für April 1960 den jährlichen Besuch bei ihrer Tochter im Westen. Dieses Mal sollte Achim mitkommen, um seine Tante Helga kennenzulernen, ein Abenteuer, das sein Leben prägen würde.

Auf dem überfüllten Leipziger Hauptbahnhof, an den Bahnsteigen Richtung Westen, herrschte Chaos. Es war ein Meer aus Menschen, Koffern und verzweifelten

Gesichtern. Man konnte kaum einen Schritt tun, ohne jemandem in die Hacken zu treten.

„Ich kann mir nicht helfen“, murmelte Heinrich, nachdem sie die Fahrkarten ergattert hatten, „aber die Züge werden immer voller. Es ist Wahnsinn.“

In seinem Kopf ratterte es. Ihm war bekannt, dass 1960 täglich 400 bis 500 Menschen die DDR verließen. Keiner wollte den Repressalien, dem grauen Druck dieses 1949 gegründeten Staates, noch länger ausgesetzt sein. Die Luft war geschwängert von Flucht und Hoffnung.

Der Zug nach München war überfüllt, aber sie hatten Glück und fanden Plätze in einem Abteil. Nach einem notwendigen Umstieg in einen anderen Zug schaffte es Heinrich, dank seiner imposanten Statur, ein freies Abteil für sich und seine Familie zu „erobern.“

Ihnen gegenüber saß ein Mann, dessen Gesicht zwar nicht alt, aber gezeichnet wirkte.

„Wollt ihr auch abhauen?“, fragte der Mann unvermittelt, seine Augen fixierten Heinrich.

„Nein“, antwortete Heinrich, leicht verlegen unter Linas strengem Blick. „Wir besuchen meine Tochter.“

Der Mann stellte sich vor: „Mein Name ist Bodo, aber alle nennen mich Bob.“ Er zündete sich eine Zigarette an, deren Rauch rasch das Abteil füllte. „Ich habe fast sechs Jahre in Bautzen gesessen. Die hielten mich 1953 für einen der Rädelsführer des Aufstandes.“ Er spuckte das Wort „Rädelsführer“ förmlich aus, als handle es sich um Gift.

„Vor fünf Tagen wurde ich entlassen. Wir haben alles verkauft, was wir besaßen“, berichtete Bodo. Neben ihm saß eine Frau, die durch ihr Kopftuch viel älter wirkte, als sie wahrscheinlich war. Teilnahmslos starrte sie aus dem Fenster.

Heinrich kannte die düsteren Berichte über den Volksaufstand vom 17. Juni 1953 in der DDR nur zu gut. Er blieb jedoch vorsichtig und erzählte nichts von seinen eigenen schmerzhaften Erlebnissen. Das hielt Bodo nicht auf, mit lauter werdender Stimme schilderte er die ständigen Schikanen und tiefen Demütigungen, die er im Gefängnis erlitten hatte.

Achim hörte angespannt zu. Er verstand zwar die politische Bedeutung noch nicht ganz, aber die Bitterkeit in Bodos Worten berührte ihn tief.

Die Fahrt nach München fühlte sich endlos an. Der Dampfzug hielt ständig auf offener Strecke oder stand quälend lange in den Bahnhöfen. Bei jedem dieser Stopps hofften die Reisenden inständig, dass sie ihr Ziel sicher erreichen würden.

Irgendwo in Westdeutschland, an einem kleinen Bahnhof, stiegen Bodo und seine Frau schließlich aus. Seine Abschiedsworte blieben im Abteil hängen: „Überlegt

euch gut, ob ihr nicht auch im Westen bleiben wollt. Im Osten wird sich nichts ändern – im Gegenteil, es wird noch viel schlimmer.“

Achim ahnte damals nicht, wie recht der ehemalige Häftling behalten sollte. Die Zukunft würde Bodos düstere Vorhersage auf tragische Weise bestätigen.

Nach einer gefühlten Ewigkeit erreichte der Zug endlich den Münchner Hauptbahnhof. „Bleibt noch sitzen“, ermahnte Heinrich seine Familie. „Lasst erst einmal die anderen Leute aussteigen.“

Doch alle Reisenden stürmten in panischer Eile und voller Hektik zu den Ausgängen, als gäbe es kein Morgen. Sie drängten nach draußen, weil sie kollektiv befürchteten, der Zug könnte jeden Moment wieder umdrehen und sie zurück ins ungewisse Leipzig bringen. Es war die nackte, pure Angst vor einer Rückkehr in die DDR, die sie antrieb.

An der Sektorengrenze (innerdeutschen Grenze) begann dann das übliche, zermürbende Ritual, andauernde, endlose Kontrollen.

Uniformierte Beamte schoben sich durch die engen Gänge. Ihre Gesichter waren ohne Ausdruck, ihre Fragen wirkten mechanisch und doch bedrohlich: „Wo wollen Sie hin? Wann kommen Sie zurück?“ Jedes Wort war wie eine Nadelspitze, die unerbittlich an den Nerven der Reisenden zerzte.

## **KAPITEL 4: DAS UNGLÜCK VOM 15. MAI 1960**

Der 15. Mai 1960 war ein Tag, der das Leben einer Familie für immer verändern sollte. Hildegard und Ullrich, Jochens Eltern, wollten mit dem Personenzug von Leipzig nach Berlin fahren. Anlass war der Geburtstag von Ullrichs Bruder Erich, den die Geschwister schon sehr lange nicht mehr gesehen hatten.

Erichs Lebensweg war bewegt und voller Widersprüche: Er war ein ehemaliger Wehrmachtssoldat, der in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten war. Dort hatte er sich vom Nationalsozialismus abgewandt und war zum überzeugten Kommunisten geworden. Er gehörte zu den letzten Heimkehrern, deren Freilassung Bundeskanzler Konrad Adenauer erst im Jahr 1955 in Moskau ausgehandelt hatte.

Nach seiner Rückkehr schlug Erich eine steile Karriere im neuen System ein. 1959 begann er ein Studium an der Hochschule des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) in Golm bei Potsdam – einer Kadenschmiede für die Elite des Machtapparats. So wurde aus dem einstigen Soldaten ein treuer Diener des DDR-Staates.

Der junge Jochen konnte die Reise nach Berlin nicht antreten. Wegen einer schmerzhaften Mittelohrentzündung blieb er bei seinen Großeltern in Leipzig, die mit ihren 73 Jahren bereits im hohen Alter waren.

Die Reise seiner Eltern begann routinemäßig. Doch der Zug nach Berlin hatte gerade erst an Geschwindigkeit gewonnen, als plötzlich ein ohrenbetäubender, markerschütternder Knall die Stille zerriss. Es war das grauenvolle Geräusch von tausenden Tonnen Stahl, die ungebremst aufeinanderprallten.

Innerhalb von Sekunden verwandelte sich die friedliche Fahrt in ein Chaos aus Gewalt und Zerstörung. Die Waggons schwankten wild, entgleisten mit kreischendem Metall und schoben sich mit gewaltiger Wucht ineinander. Ein dichter, beißender Staub hüllte die Trümmerlandschaft ein.

Der aufsteigende Rauch vermischte sich mit dem Staub und hüllte die Unfallstelle in ein gespenstisches, düsteres Licht.

Im Inneren der Waggons herrschte blankes Chaos. Schmerzensschreie erfüllten die Luft, übertönt vom Zischen entweichender Druckluft und dem Splintern von Glas. Überall lagen verbogene Metallteile, herausgerissene Sitze und persönliche Gegenstände verstreut, die durch die Wucht des Aufpralls wie Geschosse durch den Raum geflogen waren.

Die plötzliche Stille, die dem gewaltigen Lärm folgte, war fast noch schrecklicher, eine schwere, entsetzte Ruhe, die nur vom Wimmern und den verzweifelten Hilferufen der Überlebenden unterbrochen wurde. Es war ein Bild des Grauens, das niemand je vergessen würde.

Hildegard und Ullrich hatten keine Chance. Sie hatten ihre Frühstücksbrote noch nicht einmal ausgepackt, als sie mitten aus dem Leben gerissen wurden.

Nach dem ersten lähmenden Schock brach verzweifeltes Hektik aus. Die Überlebenden, viele von ihnen verwundet und schwer benommen, versuchten mühsam, aus den Trümmern zu kriechen. Überall suchten Menschen nach ihren Angehörigen. Verzweifelte Rufe nach Namen wie „Anna!“, „Karl!“ oder „Mutti!“ hallten über das Trümmerfeld, während der deformierte Stahl noch leise knackte.

Blutüberströmte Menschen blickten sich hilflos um. Ein Mann in zerrissener Kleidung versuchte verzweifelt, seine Frau unter einem umgestürzten Sitz hervorzuziehen. Eine junge Frau weinte lautlos und klammerte sich an den reglosen Arm eines geliebten Menschen.

Wenig später trafen die ersten Rettungskräfte ein, Sanitäter, Ärzte in weißen Kitteln, Feuerwehrleute und Soldaten der DDR. Das Entsetzen stand ihnen ins Gesicht geschrieben, als sie das wahre Ausmaß der Katastrophe sahen.

Die Rettungsarbeiten verliefen fieberhaft. Tragen wurden über das unwegsame Gelände geschleppt, Decken an Schockierte verteilt. Ein Arzt schrie Anweisungen, während er verzweifelt versuchte, einen Mann mit schweren Kopfverletzungen zu retten. Es war ein Wettlauf gegen die Zeit inmitten eines Trümmerfeldes, das kurz zuvor noch ein ganz normaler Reisetag gewesen war.

## KAPITEL 5: DIE ANKUNFT IN BAYERN

Am Münchner Hauptbahnhof wartete Helga ungeduldig auf den Zug aus Leipzig. Sie war so nervös, dass sie keinen Moment stillstehen konnte, rastlos lief sie auf dem Bahnsteig auf und ab. Ihre Gedanken kreisten nur um diesen einen Moment. Die Vorfreude war gewaltig: Endlich würde sie ihre Eltern und ihren Neffen wiedersehen.

Schon von Weitem erkannte Lina ihre Tochter in der Menge. Helga sprang aufgeregt auf und ab und winkte wie wild mit einem Schirm.

„Endlich!“, rief Helga unter Tränen, als sie sich in die Arme fielen. „Ich habe so lange auf diesen Moment gewartet. Euch wiederzuhaben, ist das schönste Gefühl der Welt. Die Trennung war so schwer, aber jetzt bin ich einfach nur glücklich!“ Sie versuchte vergeblich, ihre Tränen zu unterdrücken, auch bei Lina brachen alle Dämme. Es war ein Moment purer Erleichterung.

Achim stand etwas abseits und beobachtete die Szene. Die heftigen Emotionen der Erwachsenen beeindruckten und faszinierten ihn zugleich.

„Mensch, bist du groß geworden!“, sagte Helga strahlend, als sie ihn bemerkte. „Als ich dich das letzte Mal sah, lagst du noch im Kinderwagen.“

„Kommt schnell zum Auto“, drängte sie dann voller Tatendrang. „Dahl und die Kinder warten schon und können es kaum erwarten, euch zu sehen.“

Dahl, Helgas Mann, wartete mit den beiden Töchtern Hellen und Shirley an einem großen Mietwagen. Die Mädchen begrüßten Achim und seine Großeltern noch etwas schüchtern. Dahl war ein beeindruckender Mann, groß gewachsen, kräftig und sehr sportlich. Achim hätte ihn niemals auf 45 Jahre geschätzt, er wirkte vital und kerngesund.

„Schön, dass ihr heil angekommen seid“, sagte Dahl mit fester Stimme und schüttelte Heinrich herzlich die Hand. „Ich hoffe, die Fahrt war nicht zu anstrengend?“

„Ach, es ging so“, antwortete Heinrich ausweichend. „Wir sind einfach nur froh, jetzt hier zu sein.“

Die Fahrt von München nach Garmisch-Partenkirchen, nur etwa 90 Kilometer, verging wie im Flug. Die Zeit wurde überbrückt durch unzählige Geschichten und den Austausch von Erlebnissen. Die Wiedersehensfreude war so groß, dass die malerische bayerische Landschaft kaum Beachtung fand.

Das gemietete Feriendomizil war eine urige Blockhütte, komplett aus Holz, ausgestattet mit mehreren Schlafzimmern, einem großen Wohnraum, einer Küche und einer Garage. Rechts vom Haus begann ein steiler Berg, an dessen Fuß ein kleiner, murmelnder Bach unter einer kleinen Brücke hindurchfloss. Die riesigen Fenster der

Hütte boten einen atemberaubenden Ausblick auf das majestätische Wettersteingebirge.

Shirley, eine von Helgas Töchtern, saß in einem rollstuhlähnlichen Gefährt, das ihr das Laufen erleichterte, sie litt an einer Form von Muskellähmung. Hellen, die andere Tochter, war ein hübsches Mädchen mit blonden Haaren. Beide waren zwei Jahre älter als Achim. Was ihm besonders auffiel, Hellen musste ihn ständig berühren, wohl um sicherzugehen, dass der Junge aus dem Osten nicht plötzlich verschwand.

Bei diesem Besuch sah Achim zum ersten Mal den wunderschönen Ort Garmisch-Partenkirchen mit seinem imposanten Brunnen, den er bisher nur von den Bildern kannte, die Heinrich in Leipzig gemalt hatte.

Achim stand vor dem Marienplatz Brunnen und traute seinen Augen kaum. Die Realität übertraf die gemalten Erinnerungen seines Großvaters bei Weitem. Stauend blickte er auf die prächtigen Fassaden, die mit aufwendigen, farbenfrohen Lüftmalereien verziert waren. Der Brunnen, das Herzstück des Platzes, sprudelte lebendig. Das Treiben um ihn herum wirkte so anders, so frei und bunt im Vergleich zum tristen Grau, das er von zu Hause gewohnt war. Es war ein Anblick von unvergesslicher Schönheit, der ihn für einen Moment alles andere vergessen ließ.

Es waren paradiesische Tage, in einer Umgebung, die Achim nie zuvor gesehen hatte. Die schneebedeckten Gipfel des Wettersteinmassivs, der glasklare Eibsee mit dem Blick auf die Zugspitze und die malerischen, geschwungenen Gassen des Ortes boten eine Kulisse, die ihm vorkam wie ein Traum.

„Warum ist es bei uns in Leipzig nicht so schön wie hier?“, fragte Achim seine Tante. Helga schluckte bei dieser kindlichen, direkten Frage. „Weißt du“, antwortete sie sanft, „die Berge und Seen lassen alles wie eine Traumwelt wirken.“ Achim nahm das schweigend hin, doch innerlich schwor er sich, eines Tages würde er in dieser „Postkartenwelt“ leben, ein Traum, der damals fast unmöglich schien.

Dahl, ein amerikanischer Offizier, versuchte in der kurzen Zeit beharrlich, Achim für militärische Disziplin und Härte zu begeistern. Für einen kaum Sechsjährigen war das eine echte Herausforderung, Achim musste durch kniehohes Wasser waten, um vergeblich Forellen mit bloßen Händen zu fangen, oder ohne Leiter auf hohe Bäume zu klettern. Achim überstand diese „Grundausbildung“ unbeschadet, Dahl wollte eben unbedingt einen Jungen nach seinen Vorstellungen formen.

Die Zeit in Garmisch verging viel zu schnell. Der Abschied am Bahnhof war noch tränenreicher als die Begrüßung. „Bitte meldet euch sofort, wenn ihr angekommen seid“, bat Helga schluchzend. „Wir wünschen euch eine gute Reise!“

Lina, Heinrich und Achim stiegen in den Zug Richtung Osten, zurück in die Grauzone der DDR. Der Waggon war beklemmend leer, nur sehr wenige Menschen

wollten freiwillig in diese Richtung reisen. Die Leere im Abteil war ein stummes Zeugnis der politischen Lage.

Sie fanden ein freies Abteil, Heinrich riss sofort das Fenster bis zum Anschlag auf, um ein letztes Mal zum Abschied zu winken. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Helga lief weinend neben dem Fenster her. „Die Landschaft verändert sich, die Menschen verändern sich, aber der Zug fährt weiter. Das Leben ist der Zug, nicht der Bahnhof!“, rief sie ihnen nach, bis sie schließlich außer Atem stehen blieb. Diesen Spruch kannte Helga aus Büchern von dem brasilianischen Autor, Paulo Coelho.

Lina lehnte sich weit aus dem Fenster und rief zurück: „Manchmal hält ein Buch fest, was Worte im Herzen kaum fassen können. Ich werde es versuchen! Wir haben euch lieb!“

## KAPITEL 6: DIE NACHRICHT

Die Nachricht über das schwere Zugunglück bei Leipzig verbreitete sich wie ein Lauffeuer im Radio. Renate klammerte sich an eine verzweifelte Hoffnung. Ein eisiger Griff der Angst legte sich um ihr Herz, doch sie weigerte sich zu glauben, dass Ullrich und Hildegard unter den Opfern sein könnten. „Nicht sie“, betete sie innerlich. „Bitte, nicht sie.“

Inmitten dieser quälenden Ungewissheit zerriss ein schrilles Klingeln die Stille der Wohnung.

Das Geräusch wirkte wie ein Messer, das die Luft zerschneidet. Renate erstarrte.

Das dumpfe Unbehagen der letzten Stunden schlug schlagartig in nackte Panik um. Ihre Hände zitterten so stark, dass sie sich kaum zur Tür schleppen konnte. Wer klingelte jetzt? Und warum? Die schreckliche Antwort schien bereits unsichtbar im Raum zu hängen.

Mit letzter Kraft drückte sie die Klinke nach unten.

Vor ihr standen zwei Frauen in uniformähnlicher Kleidung. Ihre Gesichter waren starr und voller Mitgefühl. Ein einziger Blick in ihre ernsten Augen genügte, Renate wusste sofort Bescheid. Der Boden unter ihren Füßen schien nachzugeben, die Welt begann sich zu drehen. Ein lautloser Schrei stieg in ihr auf, während sie in sich zusammensackte.

Die Stimmen der Frauen drangen nur noch gedämpft zu ihr durch, wie aus weiter Ferne:

„Wir müssen Ihnen die schreckliche Mitteilung machen, dass Ihr Sohn und Ihre Schwiegertochter bei dem Zugunglück ums Leben gekommen sind.“

„Es tut uns unendlich leid. Ein Irrtum ist ausgeschlossen, da ihre Ausweispapiere gefunden wurden...“

Renate hörte die Worte, doch sie sah nur noch Bilder, das Lachen ihres Sohnes, Hildegards strahlende Augen. Nur ein einziger Satz brannte sich in ihr Bewusstsein ein, ein flüchtiger Moment der Liebe inmitten des Grauens: „Man hat sie gefunden, sie hielten sich fest umschlungen, als das Unglück geschah.“

Renate legte ihren Kopf auf den kalten Küchentisch. Die Tränen flossen unaufhaltsam, zogen Rinnsale über ihre Wangen und bildeten kleine, dunkle Flecken auf dem Holz. Der Schmerz war erdrückend, ein bleiernes Gewicht, das ihr die Kehle zuschnürte und jede Luft zum Atmen nahm.

Während ihre Welt gerade in Stücke brach, war der kleine Jochen im Kindergarten. Er spielte glücklich und ahnungslos, ohne zu wissen, dass er in diesem Moment Vater und Mutter verloren hatte. Auch ihr Mann Richard war nicht bei ihr, er befand sich wegen seiner Lungenkrebs Diagnose zur Untersuchung. Eine Hiobsbotschaft nach der anderen suchte die Familie heim, doch der Tod des Sohnes überlagerte nun alles.

Die Sätze der Uniformierten fühlten sich an wie Hammerschläge. Mit jedem Wort zerbrach ein weiteres Stück ihrer Hoffnung, bis nur noch eine tiefe, kalte Leere übrigblieb. Renates Welt stürzte nicht einfach nur ein, sie implodierte. Wie soll es jetzt weitergehen? hämmerte es in ihrem Kopf, eine endlose Schleife der Verzweiflung.

Die beiden Frauen standen unbeholfen im Flur. Die tiefe Trauer, die den Raum erfüllte, machte sie sprachlos. „Die Reichsbahn wird für alle Kosten aufkommen“, flüsterte eine von ihnen, als ob Geld den Verlust von Menschenleben aufwiegen könnte. „Unser herzliches Beileid.“

Es waren leere Worte, die keinen Halt boten. Renate hob den Kopf. Ihre Augen waren rot und geschwollen, ihr Blick starr und ins Leere gerichtet. Sie versuchte zu atmen, doch jeder Atemzug fühlte sich an wie ein körperlicher Stich ins Herz. Alles, was ihr geblieben war, war diese unerträgliche Stille.

## KAPITEL 7: DER BESUCH

Einige Tage waren vergangen, Tage, die von einer seltsamen, gedämpften Stille erfüllt waren. Die Erinnerungen an Garmisch-Partenkirchen hingen noch immer wie ein schwerer Nebel in der Luft, frisch und schmerzlich präsent.

Heinrich saß in seinem Atelier an der Staffelei, völlig in seine Arbeit versunken. Er legte gerade die letzte Hand an ein Auftrags Werk, „Ein Stilleben, Sonnenblumen in

einer Vase.“ Er war im Begriff, es zu signieren. Mehrere Wochen hatte er an diesem Bild gearbeitet, jeder Pinselstrich war für ihn wie eine Meditation gewesen, ein verzweifelter Versuch, die Welt da draußen für eine Weile zu vergessen.

Plötzlich zerriss ein unerwartetes, hartnäckiges Klingeln die friedliche Nachmittagsruhe.

Lina zuckte zusammen. Irritiert darüber, wer es wagen würde, diese Stille so jäh zu stören, ging sie zur Tür. Ihr Herz klopfte schneller. Ein unbestimmtes Unbehagen beschlich sie, oder war es am Ende doch nur die reine Überraschung?

Als sie die Tür öffnete, stand Helmut draußen. Ein Lächeln breitete sich auf Linas Gesicht aus, Erleichterung mischte sich mit Verblüffung.

„Mensch, Helmut!“, entfuhr es ihr. „Ihr wolltet doch eigentlich schon zu Ostern kommen!“

Helmut trat einen Schritt näher. Sein Gesichtsausdruck war eine Mischung aus ehrlicher Wiedersehensfreude und einer Spur Verlegenheit. Er war mit seinem Trabant gekommen, der für damalige Verhältnisse noch wie neu aussah. Seine Frau, Lotti, hatte ihn nicht begleiten können, ein hartnäckiger Infekt fesselte sie ans Bett.

Währenddessen vertrieb sich Achim draußen auf dem Hof die Zeit. Er wartete ungeduldig darauf, dass das Nachbarsmädchen Sophie endlich aus dem Haus kommen würde.

„Komm mal her!“, rief Sophie ihm schließlich zu, als sie Achim neben dem glänzenden Trabant stehen sah.

In seinem Eifer ließ Achim seinen Roller einfach fallen, ohne darauf zu achten, wohin das Gefährt kippte, passierte das Unglück, der Griff schlug hart gegen das Auto und schrammte mit voller Wucht an der Tür entlang. Ein tiefer, hässlicher Lackschaden zog sich nun über die Autotür.

Sophie hielt sich in ihrer kindlichen Fantasie für eine berühmte Schlagersängerin. Sie war felsenfest davon überzeugt, eine ebenso wundervolle Stimme zu besitzen wie die Stars, die man damals aus dem Radio kannte. Hätte Achim geahnt, dass sie ihn nur herbeizitiert hatte, um ihm lauthals ihren neuesten Song vorzuträllern, wäre er ihrer Aufforderung sicher nicht so bereitwillig gefolgt, dass Unglück mit dem Roller wäre niemals geschehen.

Nach dem ersten Schreck über die tiefen Kratzer in der Autotür, versammelten sich schließlich alle in der Wohnung. Doch die gemütliche Kaffeerunde wollte sich nicht recht einstellen. Helmut kam ohne Umschweife zur Sache und begann sein Verhör über die Reise nach Garmisch-Partenkirchen.

„Na, hat euch der Westen gefallen?“, fragte er, wobei sein Unterton bereits nichts Gutes erahnen ließ. „Ist meine Schwester denn immer noch so glücklich mit ihrem Ami?“

Helmut war ein überzeugter Verfechter des Systems, ein erklärter Gegner der westlichen Welt, die er schlicht als „Klassenfeind“ abtat. Seine Ablehnung steigerte sich schnell in offene Vorwürfe gegen Heinrich und Lina.

„Musstet ihr den Jungen unbedingt mit rüber Nehmen?“, herrschte er sie an. „Hätte er nicht bei uns bleiben können?“

Die Stimmung kippte vollends. Zwischen den Großeltern und Helmut entbrannte ein heftiger Streit, dessen Schärfe die Zimmerluft förmlich erzittern ließ. Heinrich, der die Aggression im Raum nicht länger ertragen wollte, gab Achim schließlich ein Zeichen, wieder auf den Hof zu gehen.

Achim folgte der Aufforderung dankbar. Er verstand damals noch nichts von politischen Zusammenhängen oder der tiefen Spaltung zwischen Ost und West. Er ahnte nicht, welche bittere Bedeutung hinter Helmut's Satz steckte, der ihm noch lange im Kopf herumging: „hättet ihr ihn mal lieber uns überlassen.“

## **KAPITEL 8: INFORMATIONEN AN ERICH RICHTER**

Die Ermittlungen zum schweren Zugunglück vom 15. Mai 1960 in Leipzig, lagen primär in den Händen der Deutschen Reichsbahn sowie der staatlichen Justizorgane der DDR. In ihrem abschließenden Untersuchungsbericht hielt die Reichsbahn fest, dass ein technisches Versagen die Ursache für die Katastrophe war. Es war ein verheerendes Unglück, 54 Menschen verloren ihr Leben, unzählige weitere wurden in dem völlig überfüllten Zug schwer verletzt.

Doch hinter den Kulissen spielten noch andere Kräfte eine Rolle. Das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) hatte sich früh in die Ermittlungen eingeschaltet. Ihr Ziel war es nicht nur, die Ursachen zu klären, sondern vor allem Sabotageakte durch Systemkritiker auszuschließen und sicherzustellen, dass die offizielle Darstellung der Ereignisse unter staatlicher Kontrolle blieb.

Die Kommunikation zwischen den Behörden folgte im Jahr 1960 starren, hierarchischen Strukturen. Alles wurde zentralistisch gesteuert und unterlag der strengen Aufsicht der SED. Bei einem Unglück dieses Ausmaßes griffen bürokratische Dienstwege, die zwar klar definiert, aber oft schleppend und ineffizient waren.

Inmitten dieses Apparates saß Leutnant Erich Richter. Er wurde kurz nach der Katastrophe von der Leipziger Bezirksverwaltung über den Vorfall informiert. In diesem Moment gefror ihm das Blut in den Adern. Er wusste sofort, dass sein Bruder Ullrich und dessen Ehefrau an Bord dieses Zuges gewesen sein mussten. Sie hatten fest vereinbart, dass Erich sie nach ihrer Ankunft vom Ostbahnhof in Berlin abholen würde.

Sein Vorgesetzter, Genosse Ludwig, versuchte ihn auf die ihm eigene, spröde Art zu trösten. „Genosse Richter, die Identifizierung der Todesopfer ist noch in vollem Gange“, sagte er mit gedämpfter Stimme. „Aber wir haben traurige Gewissheit, Ihr Bruder und seine Frau befinden sich unter den Toten.“

In dieser Zeit der Ungewissheit, erwies sich ein technisches Privileg als entscheidend, für den Informationsfluss innerhalb der Familie. Da Jochens Eltern beide im öffentlichen Dienst der Leipziger Behörden tätig waren, verfügte ihr Haushalt über einen der seltenen Telefonanschlüsse. Auch die Großeltern, Renate und Richard, waren dank Erichs Einfluss an das Fernmeldenetz angeschlossen, ein Luxus, der im Alltag der DDR, normalerweise nur hohen Funktionären oder strategisch wichtigen Personen vorbehalten war. Über diese Leitungen erreichte die Nachricht vom Tod schließlich jene, die sie am härtesten treffen sollte.

Als Richard von seiner Krebsuntersuchung nach Hause zurückkehrte, fand er Renate in sich zusammengesunken vor. Ein einziger Blick in ihr Gesicht genügte, er wusste sofort, was geschehen war. Seine düsteren Vorahnungen der letzten Stunden wurden zur grausamen Gewissheit, ganz ohne Worte. Er nahm sie schweigend und tröstend in den Arm, während nun auch bei ihm alle Dämme brachen, er seine Tränen nicht mehr zurückhalten konnte. Das unaufhörliche, schrille Klingeln des Telefons, das durch die Wohnung gellte, schien angesichts ihres überwältigenden Schmerzes jede Bedeutung verloren zu haben.

Mit letzter Kraft griff Richard schließlich doch nach dem Hörer. Seine Stimme war brüchig und von Tränen erstickt, doch er bemühte sich um die gewohnte Etikette: „Ja, hallo ... wer ist da?“

Am anderen Ende der Leitung war zunächst nur ein leises Weinen und Schluchzen zu hören. Minutenlang schwiegen sie einander an, die Stille zwischen Leipzig und Berlin dehnte sich ins Unendliche, bis Erich schließlich mühsam seine Stimme wiederfand.

„Wie soll es nun weitergehen?“, fragte er tonlos. „Wie um alles in der Welt sollen wir Jochen beibringen, dass er seine Eltern nie wiedersehen wird?“

Es waren Fragen, auf die es in diesem Moment keine Antwort gab, kein Wort der Welt hätte Schmerz lindern können.

Richard, der die Endgültigkeit der Nachricht noch immer kaum fassen konnte, hörte wie durch Watte, Erichs weitere Worte: „Ich werde mich sofort auf den Weg nach Leipzig machen. Ich muss mir bei den Dienststellen einen Überblick verschaffen, dann sehen wir weiter.“ Erichs Vorgesetzte hatten ihn angesichts der Tragödie bis auf Weiteres freigestellt, unter den Kollegen herrschte tiefes Mitgefühl für seine Lage.